

Laudatio Peggy Mädler

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
mit Peggy Mädler zeichnen wir heute eine Autorin mit dem erfreulich großzügig ausgestatteten Fontane-Preis aus, die anders als der Namensgeber ihren ganz eigenen Ton als reife Erzählerin viel früher fand. Sie war 35 als ihr erster Roman erschien, er bekanntlich schon über 60. Und gänzlich anders als bei Fontane ist bei ihr wohl nicht mit einem so umfangreichen Lebenswerk zu rechnen, mit einem so unentwegten und unbeirrten Produzieren und jährlichem Ausstoß, der ganze Bibliotheks-Regale füllt. Zwischen dem ersten und dem zweiten Roman Peggy Mädlers liegen acht Jahre beharrlichen Schreibens, Verwerfens, Neuschreibens und Umformens. Peggy Mädler ist eine Meisterin der Verdichtung, der es gelingt, in einem überschaubaren, erzählerischen Rahmen welthaltige Räume und Perspektiven zu eröffnen, ein Verfahren, das bei ihr so wundersam elegant, so unangestrengt wirkt, gerade weil es das Ergebnis jahrelanger, höchster, literarischer Anstrengungen ist.

Aber ich sehe durchaus auch Parallelen zu Fontane.

Peggy teilt sein erzählerisches Gerechtigkeitsempfinden, sein tiefes, nie vorschnell bewertendes Verständnis für alle Figuren, die Nähe zu seinen Gestalten. Ich habe mich übrigens sehr gefreut, aber nicht gewundert, dass wir beide denselben Fontane-Roman am meisten lieben: „Irrungen, Wirrungen“, jenes wunderbar schwebende, poetische Buch, dessen Titel im Grunde auch über ihren Romanen stehen könnte, in denen es immer um Seitenpfade, Umwege und Kreuzungen im Leben geht, Bücher, die Leerstellen und Unausgesprochenes aushalten.

Peggy Mädler kennt keine literarischen Taschenspielertricks, keine Manipulationen des Lesers, sie gibt nie vor, der allwissende Erzähler zu sein, wie es etwa Fontane im 19. Jahrhundert noch tun konnte. Peggy Mädler legt ihr Instrumentarium und ihre Methoden frei, lädt uns ein zu einem Dialog über das Erzählte. Ihre Offenheit, Unvoreingenommenheit, ihre spürbare, ansteckende Freude an der Entdeckung machen nicht nur das Lesen ihrer Texte zu einem intellektuellen Vergnügen, sondern auch das immer anregende Gespräch mit der promovierten Kulturwissenschaftlerin, das Sie alle in diesen Festivaltagen suchen können und

sollten. Wer mit Peggy Mädler spricht oder ihre Texte liest, hat den schönen Eindruck, ihr beim Denken zuzuhören, an einem Prozess teilzuhaben statt nur das Resultat entgegenzunehmen.

Mit Fontane verbindet die Prosa-Autorin die Liebe zu den performativen Künsten. Während er ein glänzender Theaterkritiker war, eine neue Auswahl seiner Texte ist gerade erschienen, wollte sie, die das Theater schon früh liebte, lange Zeit Tänzerin werden. Heute arbeitet sie als freie Dramaturgin für verschiedene Ensembles, unter anderem für das erfolgreiche Performance-Kollektiv „She She Pop“, das eben beim Berliner Theatertreffen ausgezeichnet wurde.

Als Autorin trat sie 2011 hervor, mit ihrem hochgelobten Buch: „Legende vom Glück des Menschen“. Ina, die Ich-Erzählerin in diesem Roman, findet auf dem Dachboden fünfzehn Jahre nach der Wende einen Bildband, den der Großvater einst zu einem Betriebsjubiläum erhielt, vom VEB Einzelhandel übrigens. Es ist der Katalog einer Berliner Fotoausstellung von 1967 zum 50. Jahrestag der Oktoberrevolution, mit Texten des DDR-Chefpropagandisten Karl-Eduard von Schnitzler.

Der allumfassende Glücksanspruch, mehr noch dieses absolute Glücksdiktat in der angeblich besten aller möglichen Welten, das dieser Fotoband verordnet, regt Ina an, das Leben ihrer Großeltern mit den sozialistischen Postulaten abzugleichen. In die Kapitel des Schnitzlerschen Pathos, mit den originalen Kapitelüberschriften wie „Legende vom Glück des Miteinander“ und „Legende vom Glück der Arbeit“, passt die Autorin die Erfahrungen ihrer Großeltern ein, das Kennenlernen vor dem Zweiten Weltkrieg, die schwere Nachkriegszeit, das Alltagsleben in der DDR, aber auch das Leben ihrer Eltern und ihrer eigenen, der dritten Generation im Roman. Anschaulich, mit Witz und der ihr eigenen Lebensklugheit verteidigt Peggy Mädler den individuellen Glücksanspruch gegen einen universellen staatlichen Zugriff. Sie zeigt, wie im vorgegebenen, gesellschaftlichen Rahmen, wofür symbolisch der titelgebende Propagandaband steht, gelacht, geliebt und gelitten wurde, wie ganz eigenständige Leben geführt wurden, die niemals restlos im Bild offizieller Glückseligkeit aufgegangen sind. Peggy Mädler war dreizehn als die Mauer fiel, sie hat den Rechtfertigungsdruck, das vorschnelle Aburteilen und Abwerten von Biografien schon sehr bewusst beobachtet, den plötzlichen Verlust des Vertrauten,

auch in einem ganz existenziellen Sinne, dem Wegbrechen der Lebensgrundlagen. Es waren ihre Neugierde auf diese gelebten Leben, ihr Respekt und ihre feinfühligte Annäherung, die das Buch über das Glück selbst beglückend machten.

Bei einer so reflektierten Autorin wundert es nicht, dass schon dieses erste Buch um ein großes Thema kreist, das auch im zweiten so etwas wie ein stets hörbares Hintergrundrauschen bildet: Die Erinnerung. Ina im ersten Buch ist Historikerin, sie hat gute Gründe, der Erinnerung zu misstrauen, auch im zweiten Roman „Wohin wir gehen“ sind Zweifel stets berechtigt, denn die Erinnerung ist bekanntlich eine unbewusste, kreative Leistung, die umdichtet, neu erzählt und neu ordnet, und doch hat sie als Spiegel geronnener Lebenserfahrung eine eigene Wahrhaftigkeit. Auch darum sind für Peggy Mädler Freundschaften in ihrem Leben und Schreiben so wichtig. Wahre Freundschaft ist zwar niemals zweckbestimmt, aber sie hat einen kostbaren Mehrwert: Die Freunde und Freundinnen sind für Peggy Mädler auch lebendige Archive einer gemeinsamen Vergangenheit, ihren Erinnerungen ist manchmal mehr zu trauen als den eigenen. Von zwei Frauenfreundschaften erzählt Peggy Mädler in ihrem neuen Roman „Wohin wir gehen“, in der Vergangenheit sind es Almut und Rosa in Böhmen, deren Lebensweg durch Vertreibung und Flucht – die großen Tabus der DDR – nach Brandenburg führt, wo sie sich auf diesen Staat und seine Ideale einlassen, ein hoffnungsvoller Neuanfang nach den Verheerungen des Faschismus und des Krieges. Im steten Wechsel zu diesem Blick in die Vergangenheit schneidet die Autorin um zu dem heutigen Freundschaftspaar Kristine und Elli, Almuts Tochter, und zu deren Hoffnungen und Ansprüchen, in einer eleganten Parallelmontage. Auch hier findet sie wieder ein originelles Ordnungsprinzip, jedes Kapitel spielt an einem anderen Ort in diesem Roman der Umbrüche und Aufbrüche, des jähen Verlustes von Vertrautem, das vielleicht ohnehin nur eine Illusion ist. In diesem faszinierenden und bewunderungswürdig leichthändigen Jahrhundertroman ragt die Vergangenheit in die Gegenwart hinein, formt und färbt sie, während sich die Sehnsüchte dieser Frauen gleichzeitig zurück und nach vorn bewegen: Fernweh und Heimweh, Verlustangst und Neubestimmung. Mit ihrem tastenden, behutsamen Schreiben gelangt Peggy Mädler hinter das politische Sprechen und die historisch verhärteten Bilder, dorthin, wo die Menschen und ihre Geschichte kenntlich werden.

Sie selbst hat die große Zeitwende, deren tiefen Einschnitt sie so eindrucksvoll sichtbar macht, als Chance und Bereicherung erlebt. Mit achtzehn verließ sie ihre Heimatstadt Dresden und ging nach Berlin, wo sie seither lebt und arbeitet.

Ihrem jüngsten Roman stellte sie einen Satz von Hilde Domin voran: „Man muss weggehen können...“ Nach dem Lesen dieses großartigen, aber nie auftrumpfenden Buches habe ich ihn für mich ergänzt: Es kann eben nur wissend und verstehend zurückkehren zu den vertrauten Menschen, Landschaften und Erinnerungen zurückkehren, wer einmal aufgebrochen ist.

Liebe Peggy, herzlichen Glückwunsch zu diesem schönen Preis.